

# Hilfe, die stört – Partnerschaft, die Welt eröffnet

## Entwicklungshilfe, Komplexität und Hannah Arendts Idee des Erscheinens

Manchmal begreift man größere Zusammenhänge nicht in Grundsatzpapieren, sondern in kleinen Szenen.

In Tansania habe ich erlebt, wie Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Projekte in der deutschen Botschaft in Dar es Salaam zusammenkamen. Die Botschaft wirkte fast erleichtert. Nicht, weil sie selbst ein Projekt angestoßen hätte, sondern weil sie Zeugin einer Verbindung wurde, die bereits gewachsen war. Da kamen Menschen zusammen, die einander gefunden hatten. Da war nicht zuerst ein Programm, nicht zuerst ein Förderantrag, nicht zuerst eine Entwicklungsstrategie von oben. Da war eine Begegnung, aus der ein belastbares Projekt entstehen konnte.

Heute, in einem Vortrag über Kaffeeanbau in Guatemala, begegnete mir ein ähnlicher Gedanke. Auch dort scheint partnerschaftliche Hilfe nicht einfach von der deutschen Botschaft auszugehen. Sie wird eher durch andere Akteure gestützt: durch Wirtschaftskreise, durch die Industrie- und Handelskammer, durch NGOs, durch Kirchen, durch engagierte Einzelpersonen, durch Menschen, die Kontakte herstellen, Vertrauen aufbauen und Möglichkeiten entdecken.

Mir scheint: Die alten Strukturen der Entwicklungshilfe greifen nicht mehr so selbstverständlich, wie sie einmal gedacht waren. Sie sind oft noch von oben nach unten gebaut. Eine Botschaft kann prüfen, begleiten, vielleicht fördern. Aber sie muss warten, bis sich zuschussfähige Projekte melden. Das ist verständlich. Ein Staat braucht Kriterien, Zuständigkeiten, Nachweise, Verfahren. Aber die eigentliche Bewegung entsteht häufig woanders.

Sie entsteht dort, wo Menschen einander begegnen. Wo eine Kommune eine Kommune findet. Wo ein Kreis mit einem Kreis ins Gespräch kommt. Wo eine Kirchengemeinde über Jahre Vertrauen aufbaut. Wo eine NGO nicht nur hilft, sondern zuhört. Wo ein Unternehmer nicht nur investieren will, sondern versteht, dass Zukunft nur mit den Menschen vor Ort entsteht. Wo Freundschaften entstehen, bevor Verträge geschlossen werden.

In unserem Garten wachsen Efeu und Hopfen. Beide Pflanzen haben etwas Suchendes. Sie greifen ins Leere, bis sie Halt finden. Sie winden sich, tasten, strecken sich aus, verfehlen manchmal ihr Ziel, finden dann doch einen Ast, einen Zaun, eine Stange, eine Mauer. Sie wachsen nicht nach dem geraden Plan eines Ingenieurs. Aber sie wachsen auch nicht beliebig. Sie suchen Halt. Und wenn sie ihn gefunden haben, entsteht eine erstaunliche Festigkeit.

Vielleicht ist das ein besseres Bild für moderne Partnerschaftsarbeit als die alte Pyramide von oben und unten.

In Tansania war es eine zufällige Begegnung mit kommunalen Vertretern auf einem abgelegenen Massai-Viehmarkt. Dazu kam die Freundschaft zweier junger Frauen, die zufällig als Vertreterinnen ähnlicher Projekte zusammenfanden. In Guatemala fand das Honesto-Kaffee-Projekt einen deutschstämmigen Grundbesitzer, der Kontakte vermittelte und Land für ein Frauenprojekt zur

Verfügung stellte. Solche Konstellationen passen nicht gut in die alten Schubladen. Sie sind nicht rein staatlich, nicht rein privat, nicht rein kirchlich, nicht rein wirtschaftlich. Sie sind Geflechte.

Und vielleicht liegt gerade darin ihre Stärke.

Denn die alten Kategorien tragen nicht mehr so gut: oben und unten, reich und arm, gut und böse, Helfer und Hilfsbedürftige. Natürlich sind diese Unterschiede nicht verschwunden.

Machtverhältnisse verschwinden nicht dadurch, dass man sie sprachlich entschärft. Armut bleibt Armut. Abhängigkeit bleibt Abhängigkeit. Besitz bleibt Besitz. Und wer Land, Kapital, Kontakte und Einfluss hat, verfügt über Möglichkeiten, die andere nicht haben.

Aber daraus folgt nicht mehr automatisch, dass die eine Seite nur Täter und die andere Seite nur Opfer ist. Der Grundbesitzer ist nicht deshalb „gut“, weil er hilft. Aber er ist auch nicht automatisch „böse“, nur weil er Grundbesitzer ist. Er kann Teil eines Problems sein. Er kann aber auch Teil einer Lösung werden. Er besitzt Möglichkeiten: Land, Kontakte, Infrastruktur, Schutzräume, vielleicht Zugang zu Schulen, Wegen, Elektrizität, Märkten. Entscheidend ist nicht, ihn vorschnell moralisch einzuordnen, sondern seine Rolle in einem konkreten Geflecht zu prüfen.

Das ist schwer. Denn moralische Eindeutigkeit entlastet. Sie gibt uns das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen. Aber Partnerschaft beginnt nicht dort, wo wir die Welt sofort sortieren, sondern dort, wo wir genau genug hinsehen, um tragfähige Beziehungen zu ermöglichen.

Gerade der Guatemala-Vortrag machte mir deutlich, wie ambivalent schon der Begriff Nachhaltigkeit ist. Die arme Landbevölkerung lebt ursprünglich oft in einer nahezu vollständigen Kreislaufwirtschaft. Was gebraucht wird, kommt aus der Umgebung. Was verbraucht wird, kehrt in anderer Form zurück. Geld spielt nur eine begrenzte Rolle. Müll entsteht kaum. In diesem Sinn ist diese Lebensform nachhaltiger als vieles, was wir in Europa erst mühsam wieder lernen müssen.

Aber diese Nachhaltigkeit ist nicht frei gewählt im modernen Sinn. Sie ist auch eine Nachhaltigkeit der Armut. Sie entsteht aus Mangel, aus Begrenzung, aus fehlendem Zugang zu Märkten, Bildung, Infrastruktur und medizinischer Versorgung. Sie ist bewundernswert und bedrückend zugleich.

In dem Moment jedoch, in dem globale Politik, steigende Kaffeepreise, Hilfsangebote von NGOs, neue Verkehrswege, neue Märkte und neue Konsummöglichkeiten in dieses Leben eindringen, bleibt nichts einfach so, wie es war. Die Menschen übernehmen nicht einfach unsere Vorstellungen von Entwicklung. Sie versuchen, ihre alten Lebensgewohnheiten unter veränderten Bedingungen fortzusetzen. Genau daraus entstehen neue Unwuchten.

Eine Geldwirtschaft bildet sich aus. Wer Zugang zum Markt hat, gewinnt neue Möglichkeiten. Wer ihn nicht hat, gerät stärker unter Druck. An den Wegrändern liegen plötzlich Plastik und Textilmüll. Kleine Shops verkaufen Einwegprodukte der Industrieländer. Männer wandern nach Guatemala-Stadt ab, weil dort Geld zu verdienen ist. Familien geraten in prekäre Situationen. Alte Bindungen werden schwächer, neue Abhängigkeiten entstehen. Was als Chance beginnt, erzeugt Nebenfolgen.

Darum genügt es nicht, von Entwicklung einfach als Fortschritt zu sprechen. Jeder Eingriff ist potenziell ambivalent. Auch Hilfe verändert die Welt, in die sie eintritt. Sie bringt nicht nur Lösungen, sondern auch neue Fragen. Sie kann Armut lindern und zugleich Konsummuster erzeugen, die vorher nicht da waren. Sie kann Frauen stärken und zugleich familiäre Strukturen unter Spannung setzen. Sie kann Märkte öffnen und zugleich Müll, Abhängigkeit und Abwanderung hervorbringen.

Das heißt nicht, dass alles relativ ist. Armut ist schlecht. Sie begrenzt Möglichkeiten, macht abhängig, gefährdet Gesundheit, verkürzt Bildungswege und verengt Zukunft. Aber es wäre ebenso falsch, Armut einfach mit Unglück gleichzusetzen. Menschen richten sich in dem ein, was für sie möglich ist. Sie entwickeln Formen von Sinn, Gemeinschaft, Religion, Mythos, Fest, Arbeit, Familie und Alltag. Manche dieser Formen tragen. Andere erzeugen neue Probleme. In Tansania etwa können religiöse Deutungen in Formen von Hexenglauben und Hexenverfolgung gefährlich werden. Doch auch solche Probleme lassen sich nicht einfach frontal nach europäischem Muster abarbeiten, wenn vor Ort andere Prioritäten drängen: Wasser, Gesundheit, Ernährung, Schulwege, Sicherheit, elementare Infrastruktur.

Veränderung trägt nur dann, wenn sie den inneren Zusammenhang einer Kultur ernst nimmt.

An dieser Stelle kommt für mich Hannah Arendt ins Spiel. Sie liefert ein Kriterium, das tiefer reicht als die üblichen Schlagworte. Ein Frauenprojekt ist nicht deshalb schon sinnvoll, weil es ein Frauenprojekt ist. Es wird erst dann sinnvoll, wenn es Frauen ermöglicht, in einer sich verändernden Welt zu erscheinen: nicht nur als Bedürftige, nicht nur als Opfer, nicht nur als Zielgruppe eines Hilfsprogramms, sondern als Handelnde.

Genau das scheint im Hochland Guatemalas zu geschehen. Die Globalisierung schlägt auch dort durch, wo man sie nicht sofort vermuten würde. Steigende Kaffeepreise, neue Märkte, Hilfsangebote, Abwanderung, Geldwirtschaft und Konsumwaren verändern ein bisher relativ geschlossenes Leben. Die Männer wandern teilweise nach Guatemala-Stadt ab. Familien geraten unter Druck. Alte Kreisläufe tragen nicht mehr wie früher. In dieser Situation entsteht für Frauen eine neue Möglichkeit: Sie können wirtschaftlich sichtbar werden, sich verbünden, Verantwortung übernehmen und Zukunft nicht nur erleiden, sondern mitgestalten.

Der Grundbesitzer spielt dabei eine ambivalente, aber entscheidende Rolle. Er stellt buchstäblich Räume zur Verfügung. Er gibt Land, Kontakte, vielleicht auch Schutz und Infrastruktur. Damit ermöglicht er einen Ort, an dem Frauen nicht vereinzelt bleiben, sondern miteinander arbeiten können. Bei Arendt wäre genau dies entscheidend: Welt entsteht dort, wo Menschen zwischen sich einen gemeinsamen Raum aufspannen, in dem sie sprechen, handeln, sich zeigen und aufeinander Bezug nehmen können.

Auch der deutsche Barista ist nicht einfach der wohlmeinende Helfer aus Europa. Er verfolgt zugleich ein wirtschaftliches Interesse. Er braucht hochwertigen Kaffee. Und er beobachtet, dass die Männer dazu unter den neuen Bedingungen oft nicht mehr bereit sind: Wenn minderwertiger Kaffee bereits genug Erlös bringt, um das unmittelbare Leben zu sichern, fehlt der Anreiz für langfristige Qualitätsarbeit. Die Frauen dagegen sind bereit, hochwertigen Kaffee zu produzieren. Sie sind durch ihre kulturell stärkere Bindung an Kinder und Familie eher bereit, sich längerfristig zu verpflichten. Auch das ist ambivalent. Es kann alte Rollenmuster bestätigen. Es kann aber zugleich neue Handlungsspielräume eröffnen.

Hier berühren sich Hannah Arendts Idee der Welt und die Idee der Komplexität. Entscheidend ist nicht die abstrakte moralische Etikettierung eines Projekts. Entscheidend ist, welche Räume entstehen, wer in ihnen erscheinen kann, welche Bindungen wachsen und welche Nebenfolgen sichtbar werden. Der Barista handelt klug, wenn er nicht einfach ein fertiges Entwicklungsmodell überträgt, sondern beobachtet: Welche Maßnahme führt zu welchen Folgen? Welcher Partner bringt welche Möglichkeit ein? Wo entsteht Stabilität? Wo entstehen neue Abhängigkeit? Wo wird Hilfe zur Bevormundung, und wo wird sie zur Ermöglichung?

Wenn er frei genug agieren kann, entstehen neue Perspektiven. Nicht, weil ein Plan von oben die Wirklichkeit beherrscht, sondern weil mehrere Akteure suchend aufeinander reagieren: Frauen, Grundbesitzer, lokale Kultur, Markt, NGO, Käufer, Familien, Kinder, Infrastruktur. Das ist kein sauberer Idealzustand. Es ist ein Geflecht. Aber gerade darin kann Welt entstehen.

Vielleicht ist genau dies der Unterschied zwischen Entwicklungshilfe und Partnerschaft. Entwicklungshilfe weiß zu oft schon vorher, was fehlt. Partnerschaft fragt zuerst, was da ist. Entwicklungshilfe sucht Defizite. Partnerschaft sucht Anschlussstellen. Entwicklungshilfe plant von oben. Partnerschaft tastet sich vor. Entwicklungshilfe denkt in Programmen. Partnerschaft denkt in Beziehungen.

Dabei darf Partnerschaft nicht naiv werden. Sie darf Gewalt nicht übersehen, Unrecht nicht beschönigen, patriarchale Strukturen nicht als Folklore behandeln, Korruption nicht als kulturelle Eigenart entschuldigen. Aber sie muss unterscheiden können zwischen einem Urteil und einer Begegnung. Ein Urteil kann schnell sein. Eine Begegnung braucht Zeit.

Efeu und Hopfen wachsen suchend. Sie brauchen Halt, aber sie finden ihn nicht immer dort, wo man ihn ihnen anbietet. Manchmal greifen sie ins Leere. Manchmal verhaken sie sich an einer Stelle, die zufällig da ist. Manchmal entsteht aus einem kleinen Kontakt ein stabiles Geflecht.

So stelle ich mir moderne Partnerschaftsarbeit vor: nicht als große Belehrung, nicht als romantische Basisbewegung, nicht als staatliches Programm allein, sondern als suchendes Geflecht aus Menschen, Institutionen, Kommunen, Kirchen, Unternehmen, NGOs und Freundschaften. Sie entsteht nicht einfach „von unten“, wie man bei uns schnell sagt. Auch das wäre wieder eine zu einfache Kategorie. Sie entsteht zwischen den Ebenen. Dort, wo Menschen, die etwas können, Menschen begegnen, die etwas brauchen — und umgekehrt. Denn auch die vermeintlich Helfenden brauchen etwas: Zugang, Vertrauen, Wirklichkeitssinn, Korrektur ihrer eigenen Bilder.

Partnerschaft entwickelt nicht nur die anderen. Sie entwickelt auch uns.

Sie zwingt uns, unsere europäischen Begriffe zu prüfen. Sie fragt uns, ob Nachhaltigkeit nur dann zählt, wenn sie in unseren Konzeptpapieren steht. Sie fragt uns, ob Gleichberechtigung verordnet werden kann oder wachsen muss. Sie fragt uns, ob Wohlstand ohne Beziehung überhaupt ein Ziel ist. Sie fragt uns, ob Hilfe noch Hilfe ist, wenn sie die Eigenlogik der anderen Seite nicht versteht.

Vielleicht müsste Entwicklungshilfe darum heute bescheidener und anspruchsvoller zugleich werden. Bescheidener, weil sie nicht mehr so tun kann, als wüsste sie den Weg. Anspruchsvoller, weil echte Partnerschaft mehr verlangt als Geld, gute Absichten und Förderfähigkeit.

Sie verlangt Geduld. Sie verlangt Urteilskraft. Sie verlangt die Bereitschaft, sich korrigieren zu lassen. Und sie verlangt die Kunst, Halt zu geben, ohne festzubinden.

Wie Efeu und Hopfen.